

## **Guter Hoffnung**

Letztens habe ich versucht, zu verschwinden. Mich einfach aufzulösen in der Masse. Doch es gelingt mir nicht. Ich bin die, über der stets ein roter blinkender Pfeil schwebt, egal wo sie steht. Wie ich heiße? Bedeutungslos. Ich habe keinen Namen mehr. Ich bin nur noch eine Informationswelle in der Datenflut. Zusammengehalten von der Hülle, die mein genetischer Code mir bestimmt hat. Natürlich war das nicht immer so. Natürlich war ich auch mal ein ganz „normaler“ Mensch. Ein Individuum, das es für selbstverständlich hielt, „Ich“ sagen zu können und stolz war, wenn dieses „Ich“ seinen Willen bekam. Doch das war, bevor sie mich fanden.

Es geschah ohne Vorwarnung. Als ich von der Arbeit nach Hause kam, saß er einfach auf meiner Couch und richtete eine Waffe auf mich. Ich war so überrascht, dass ich mich in den Sessel ihm gegenüber sinken ließ.

„Es läuft folgendermaßen“, sagte er ohne Umschweife, „wir werden das Haus gleich gemeinsam und ohne Aufruhr verlassen. Es wird keine Hilfeschreie und keine Fluchtversuche geben. Unterwegs erkläre ich dir dann, wofür wir dich brauchen.“

Ich starrte ihn verständnislos an. „Glott nicht so blöd“, knurrte er, „angeblich bist du doch so intelligent.“

Mein Hirn raste tatsächlich. Was wollte dieser Mann in meiner Wohnung? Was wollte er von mir? Ich war unfähig seiner Bestimmtheit auch nur irgendeine andere Reaktion als stummes Starren entgegen zu setzen. „Beweg dich.“ Er warf mir meinen Mantel zu, den ich beim Betreten der Wohnung achtlos auf den Boden hatte fallen lassen, wie es eine meiner schlechten Angewohnheiten war. Zitternd folgte ich der Aufforderung, wir verließen Wohnung und Haus und stiegen in der Nähe des Taxistands in einen dunklen Kleinwagen, der dort unauffällig wartete.

„Wer sind Sie?“, fragte ich überraschend piepsig. „O, die Lady spricht“, lachte der Fahrer des Wagens und mein Begleiter wandte sich mir zu. In der vertrauten Nähe und ohne die Waffe erschien er gar nicht mehr so bedrohlich. Doch seine Worte machten mir Angst. „Nenn uns einfach ‚die grauen Männer‘, Momo.“ Konnte es ein Zufall sein, oder wusste er, dass ich mir das Buch gestern bestellt hatte?

Ich sollte bald herausfinden, dass dies nicht alles war, was sie von mir wussten. Sie brachten mich in den Hinterhof eines hohen grauen Gebäudes. Willenlos folgte ich ihnen durch eine quietschende Tür und einen langen Korridor. Sie führten mich in eine Art Krankenzimmer und ich dachte darüber nach, dass in all den Kriminalfilmen, die ich bisher gesehen hatte, immer nur jene überleben sollten, denen die Augen verbunden worden waren. Die Angst kroch in mir hoch und schien alles zu lähmen. Bald glaubte ich, mein Herz würde aufhören zu schlagen, so wenig spürte ich mich.

Meine Begleiter nickten sich zu und der Fahrer verschwand. Ich sah mich in dem kahlen Zimmer um. In der Mitte standen zwei Krankenhausbetten, es gab einen

Fernseher und einen Einbauschränk mit vier Türen. „Der linke Schränk ist deiner“, sagte der Mann, der mich aus meiner Wohnung geholt hatte und öffnete eine Schränkür. „Wir haben ein paar Kleidungsstücke anhand deiner letzten Internetbestellungen besorgt, ich hoffe, du hast nicht wesentlich zugenommen, sonst musst du gleich die Umstandsmode hier tragen. Das Badezimmer ist nebenan, du wirst wissen, welche Produkte deine sind, wir haben sie mit Hilfe der Daten auf deiner Payback-Karte ausgesucht – großer *dm*-Fan, aber welche Frau ist das nicht?“ Ein Lächeln glitt über seine Lippen. „Soll ja niemand sagen, dass wir unseren Mitarbeiterinnen nicht ein Minimum an Komfort bieten, nicht wahr? Und immerhin bleibt ihr ja eine Weile.“

Ich nickte, obwohl ich nicht einen Bruchteil von dem verstand, was er da redete. Nur die Aussicht auf einen längeren Aufenthalt gab mir Hoffnung, dass mein Leben hier noch nicht enden sollte. „Gut, dann mach’s dir bequem, wir holen dich später – und keine Mätzchen, ja?“ Er schloss die Tür hinter sich. Ich brauchte nicht erst zu den Fenstern zu gehen, um zu wissen, dass sie sich nicht öffnen ließen. Am Türgriff zu rütteln wagte ich nicht.

Plötzlich öffnete sich die Badezimmertür. Eine Frau trat heraus. Sie hatte strähniges Haar, einen stumpfen Blick und war eindeutig schwanger. Ich sprang vom Bett auf. „H-Hallo!“ Mehr brachte ich nicht über die Lippen. Sie lächelte mir müde zu. „Du bist also die Neue?“ Ich zuckte mit den Schultern. Die Neue? Was sollte das bedeuten?

Schwerfällig ließ sie sich auf das Bett sinken, auf dem ich vorher noch gesessen hatte. „Ich nehme das vordere Bett, ist näher am Bad, wenn du verstehst.“ Sie strich sich über den Bauch. Ich nickte – zum wievielten Mal an diesem Tag? –, ging zu dem Bett am Fenster hinüber und setzte mich vorsichtig. Wir schwiegen eine Weile, während sie mich musterte. „Kein Geschrei und Gezeter?“, fragte sie schließlich. „Haben sie dir irgendetwas gegeben?“ Ich verneinte. „Dann bist du immer so antriebslos?“ „Nein. Gar nicht. Es ist nur ...“ „Angst?“ Ich nickte wieder. Sie nahm die Bewegung auf. „Ja. Das lohnt sich hier. Weißt du, sie behandeln uns nicht schlecht hier drinnen. Das Essen ist okay, wir dürfen lesen, was wir wollen und manchmal sogar eine Runde durch den Garten gehen, aber ...“ Sie ließ den Satz unvollendet. Ich riss mich zusammen. „Warum sind wir hier?“ Sie strich sich eine Weile über den Bauch. Dann sagte sie mit zitternder Stimme: „Babys. Sie wollen unsere Babys.“

Die Information ließ mich wacher werden. „Aber ich habe kein Baby. Ich bin auch nicht schwanger.“ „Natürlich nicht“, sie lachte trocken, „noch nicht. Doch vermutlich hast du in den nächsten Tagen einen Eisprung, oder nicht?“ Kaltes Entsetzen packte mich. Woher konnte sie das wissen? Sie sah mich traurig an. „Keine Angst, ich hab bloß geraten. Aber die, die wissen alles über dich. Sie kennen dein Einkaufsverhalten, deine Kontobewegungen, deine Freunde, deine E-Mails ... sie haben sogar ein Bewegungsprofil von dir.“

„Ein was?“

„Ein Bewegungsprofil. Oder fährst du nie mit der U-Bahn? Gehst du nie über öffentliche Plätze?“

„Doch, natürlich, aber ...“

„Dieser Bereich wird zu Ihrer Sicherheit videoüberwacht – nie gelesen?“

„Doch, aber ...“

„Sie wissen wann du wo bist, was du einkaufst und sie kennen deine Krankenakten.“

„Was? Woher denn?“

Sie seufzte als wäre ich eine begriffsstutzige Schülerin. „Bitte ... es ist doch ganz einfach: Hacker. Man muss kein kluger Kopf mehr sein, um Firewalls zu überwinden. Das konnte selbst mein Ex-Freund. Und der war nicht sonderlich klug.“

„Aber ...“

Doch sie schnitt mir das Wort ab: „Vergiss dein ‚Aber‘. Sie haben dich. Das zählt. Alles andere ist Blabla.“

„Aber“, ein strenger Blick traf mich, „was wollen sie denn von mir?“

„Babys, hab ich doch schon gesagt. Vermutlich geht es dir wie allen anderen hier. Du bist Single – warst du schon mal auf Internetplattformen von Partnervermittlungen?“

Ich errötete. Sie nahm es als Bestätigung. „Siehst du, also kennen sie auch deine Vorlieben in Bezug auf Partnerschaften. Sie wissen, dass du allein lebst, welche Hobbys du hast, dass du gerne Kinder möchtest und dafür im besten Alter bist und so weiter. Ich könnte stundenlang aufzählen, was man alles über dich rausfinden kann, wenn man die richtigen Informationen zusammenführt. Du stehst mehr als nackt vor denen. Sie schauen noch tiefer, wenn du verstehst, was ich meine.“

„Aber das ist doch Blödsinn! Klar gibt es Daten über mich. Irgendwo. Das ist in der Welt heute so. Aber wer bitte sollte sich denn die Mühe machen, die zusammenzuführen? Das ist doch unmöglich, das alles auszuwerten. Und außerdem hat da keiner was von. Wer schaut sich denn z.B. an, wann ich mit welcher U-Bahn wohin fahre. Das ist doch krank.“

„Sicher.“ Sie zuckte resigniert mit den Schultern. „Alles krank. Und absolut unwahrscheinlich. Deshalb sitzen wir in Wirklichkeit gar nicht hier, sondern du träumst das alles nur.“ Ich starrte sie an, dann sprang ich auf und riss an der Türklinke. Die Tür war verschlossen. Langsam ließ ich die Hand sinken und lehnte den Kopf an die Tür. Sie war überraschend kalt. Ich drehte mich nicht zu ihr um. In mir gab es noch die kleine Hoffnung, dass sie Recht haben könnte und ich gleich aufwachen würde. Doch ganz tief drinnen wusste ich, dass es nicht so war.

Ich weiß nicht, wie lange ich an der Tür stand. Sie ließ mich in Ruhe, ließ zu, dass ich voll und ganz mit Verzweiflung angefüllt war, als ich mich schließlich wieder auf das Bett setzte.

Sie sah zu mir herüber. „Weißt du“, sagte sie nach einer Weile, „ich wünschte, ich könnte dir etwas anderes sagen. Letztes Jahr haben sie mich abgeholt. Und ich saß

hier und wollte es nicht glauben, doch wenn du erst mal lang genug hier bist, dann ... Es ist leider wahr. Es gibt keine Möglichkeit zu entkommen. Selbst wenn es dir gelingen sollte, aus diesem Zimmer zu fliehen – wohin willst du gehen? Sie kennen die Anschrift aller Menschen, die dir auch nur entfernt etwas bedeuten.“

Ich wollte protestieren, doch ich musste an das Telefonbuch meines Handys denken. Name, Adresse, manchmal Geburtstage. Alles gespeichert. Alles. Nie hätte ich gedacht, dass ich einmal erfassen könnte, welches Ausmaß dieses kleine Wort bezeichnete. Alles. Sie wissen alles.

Ich ließ mich aufs Bett fallen und wir starrten eine Weile auf den schwarzen Fernsehbildschirm. „Und“, sagte ich schließlich, „wer sind *sie* denn eigentlich?“ Sie schwieg so lange, dass ich fast glaubte, ich hätte die Frage nur gedacht. Doch dann sagte sie: „Ich weiß es nicht genau. Hacker, Mediziner, Genforscher ... Ich weiß nur, dass sie Babys brauchen. Deshalb sind wir hier.“

„Sie forschen mit ...“ Ich deutete auf ihren Bauch. Ihr Gesicht verzerrte sich vor Schmerz. „Ja.“

Irgendwann kam die Nacht. Ich weiß nicht, wie ich sie durchgestanden habe. Als ich aufwachte, war meine Bett Nachbarin weg. Mir fiel ein, dass ich sie nicht nach ihrem Namen gefragt hatte. Aber wenn andere *alles* über einen wussten, war der Name plötzlich so bedeutungslos. Es klopfte. Der Mann, der mir gestern in meiner Wohnung aufgelauret hatte, kam mit einem Tablett herein. „Du schläfst lange“, sagte er fast freundlich. „Aber du solltest jetzt frühstücken, wir haben heute viel vor. – Und vergiss nicht deine Tablette zu nehmen.“ Er reichte mir eine Packung mit meinen Schilddrüsenhormonen. „*Sie kennen auch deine Krankenakte*“, sagte die Stimme meiner Bett Nachbarin in meinem Kopf.

„Und geh nach dem Frühstück duschen“, befahl mir der Mann, „du solltest nachher frisch sein. Ich komme dann wieder.“ Er ging. Ich würgte ein bisschen von dem Frühstück herunter, stellte mich unter die Dusche, weil ich eine Strafe fürchtete, und war doch so ängstlich, dass ich sofort wieder schwitzte.

Nervös lief ich im Zimmer auf und ab, als er plötzlich zurückkam. „So“, sagte er, „du willst sicher wissen, warum du eigentlich hier bist. Gestern sind wir ja nicht mehr zum Plaudern gekommen. Vielleicht hat dich deine Zimmernachbarin aber auch schon ein bisschen darüber informiert, wofür wir dich brauchen. Ich will mich deshalb kurz fassen: Wir haben dich ausgewählt, weil du optisch in unser Anspruchsprofil passt und nicht so tiefe Freundschaften pflegst, dass sofort jemandem auffallen wird, wenn du jetzt eine Weile für uns arbeitest.“

„Arbeitest“, krächzte ich.

„Ja, stimmt, das ist nicht der richtige Begriff, sehr aufmerksam von dir. Betrachte es eher als eine Art Urlaub, eine Kur. Du wirst gut essen, regelmäßig Sport machen und ganz rein zufällig einen kleinen gesunden Menschen gebären, den wir gut brauchen können.“ Also doch.

„Wofür?“ Ich hatte plötzlich meine Stimme wiedergefunden und sah ihn fest an. „Unsere Gesellschaft braucht Kinder“, antwortete er schlicht. „Und es gibt viele

Menschen, die ganz viel dafür zahlen, ein gesundes Baby zu bekommen.“

„Ich soll ... zur Adoption?“

„Es wird in gute Hände kommen“, sagte er und ich wollte ihm glauben. Ja, ich wollte ihm glauben. „Aber bis dahin“, fuhr er fort, „ist es ja noch ein weiter Weg. Und wir wollen doch schauen, dass wir ihn so natürlich wie möglich gestalten, nicht?“ Er hob seine Hand und wickelte sich eine meiner Haarsträhnen um den Finger. Ich erstarrte. „Nein.“

„Je mehr du dich wehrst, umso aufregender wird es“, sagte er und drückte mich aufs Bett.

Abends kam meine Zimmernachbarin wieder. Sie streifte mich mit einem fragenden Blick. Dann verstand sie. „Sie haben ...? – Aber das haben sie noch nie getan. Bisher war es ... künstlich. Mit Hormontherapie und ...“ Ich vergrub den Kopf unter der Decke.

Auf diese Art vergingen Tage. Ich wusste nicht wie viele. Ich konnte nur an ihrem schwellenden Bauch sehen, wie die Zeit verging. Wir redeten kaum. Was hätten wir auch sagen sollen.

Irgendwann fing ich an, mich morgens zu übergeben. Dann kam er nicht mehr. Dafür kamen andere, die mich abholten. Zu Untersuchungen führten, mit mir turnten, mir einen Speiseplan zusammenstellten. Meine Zimmernachbarin kam nicht mehr wieder. Ich maß die Zeit jetzt an meinem eigenen Bauch. Doch ich traute mich nicht, mit ihm zu sprechen, weil ich wusste, dass das Wesen darin mich nie kennenlernen würde.

Ich weiß nicht, wie ich die letzten Monate überlebt habe, wie ich das alles überlebt habe. Oder ob ich es überlebt habe. Eines Tages brachten sie mich wieder in meine Wohnung.

„Extra Staub gewischt und eingekauft“, sagte der Mann, der mich diesmal begleitete, und öffnete die Kühlschranktür. Ich sah mich in den fremden Räumen um. Wer lebte hier? Mit mir hatte das nichts zu tun. Mit mir hatte gar nichts mehr zu tun. Er legte eine Akte auf den Tisch. „Das ist für deinen Arbeitgeber. Da steht drin, dass du eine Fehlgeburt hattest und das ganze letzte Jahr in psychiatrischer Behandlung warst, wie besprochen, ne?“ Er deutete ein aufmunterndes Nicken an und ging.

Ich nahm einen Joghurt aus dem Kühlschrank, ging auf den Balkon und ließ ihn fallen. Mit einem leisen Platschen landete er auf dem Gehweg. „Wir haben dich auch ausgewählt, weil du stark bist“, hatte er mir gesagt, „weil wir wissen, dass du keine Dummheiten machst, wenn wir dich wieder gehen lassen.“ Und es entsprach wohl tatsächlich nicht meinem Persönlichkeitsprofil vom Balkon zu springen. Sie können mich also jederzeit wieder holen.